

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 33 (1929-1930)
Heft: 8

Artikel: Ein sonderbarer Erbstreit
Autor: Keller, Walter
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-666517>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 19.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Ein sonderbarer Erbstreit.

Aus dem Italienischen übertragen von Walter Keller.

Es lebte einstmals vor nicht gar langer Zeit in Pavia ein Herr Antonio de' Lorelli. Der stand im höchsten Greifenalter und hatte drei Söhne, die verheiratet waren. Da kam ihm der Wunsch, seine Angelegenheiten zu ordnen, ehe Gott ihn aus dieser Welt scheiden lasse, indem er einem jeden seiner Söhne sein Erbteil jetzt schon übergebe. Er ließ sie also zu sich kommen und sprach:

„Ihr seht, daß bei dem hohen Alter, in dem ich nunmehr stehe, mein Ende nicht mehr ferne ist. Darum ist mir der Wunsch gekommen, eure Lage zu verbessern dadurch, daß ich einem jeden von euch gleichmäßig das Erbteil übergebe, das ihm zukommt. Und dieses möchte ich nicht verschieben bis zu meinem Tode, umso mehr, damit ich das Vergnügen habe, zu sehen, welcher von euch sich am flügsten benehmen wird im Nutzen und richtigen Verwenden seines Erbes.“

Und so verteilte er seine Häuser und Besitzungen unter sie und vermachte ihnen alles übrige durchs Testament. Hierauf öffnete er, ohne daß sonst noch ein Zeuge dabei war, eine Truhe, worin 6000 Golddukaten waren und gab einem jeden davon 2000 mit den Worten:

„Meine Söhne, ich tue dies aus Liebe zu euch und aus Rücksicht auf mein hohes Alter. Auch möchte ich gerade das Gegenteil tun von dem, was man an den meisten Greisen beobachtet, die, je älter sie werden, desto mehr begierig und erpicht darauf sind, zu regieren und zu verwalten, wobei sie nicht müde werden, sich mit den Sorgen und Mühen dieser Welt zu plagen, ohne jemals Ruhe und Frieden zu finden. Dieses verkehrte Streben ist aber dem menschlichen Leben gerade so schädlich wie das Gift unserem Körper. Darum will ich fortan einzige und allein darauf bedacht sein, mein Leben so lange und so vergnügt als möglich mit euch zu genießen und meine Gesundheit mit Gottes Gnaden zu erhalten und ich hoffe, daß ihr während der kurzen Zeit, die mir noch zu leben übrig bleibt, es mir an nichts fehlen lassen werdet.“

Darauf erwiderten seine Söhne sogleich, daß alles das, was er ihnen gegeben habe, mehr zu seinem Wohl als zu dem ihrigen dienen müsse und daß sie jederzeit bereit seien, ihm alles zu lieb zu tun, was er nur wünsche.

Aber nach etlichen Monaten zeigte es sich, daß ihr Gebaren gänzlich verschieden war von dem, was sie ihm versprachen. Der allzu gutmütige Alte nämlich, der bald zu dem einen, bald zu dem andern seiner Söhne ging, um bei ihnen zu essen und sich zu erlauben, war denselben bald überdrüssig. Die ersten drei oder vier Monate waren sie noch liebenvoll gegen ihn gewesen, bald aber zeigte sich das Gegenteil. Antonio wurde ihnen zuwider und insbesondere seinen Schwiegertöchtern, von denen eine zu ihm sprach:

„Seht doch, lästiger Alter, um welche Zeit ihr zum Essen kommt.“

Und die andern meinten: „Er ist gar nie zufrieden. Bald klagt er, die Suppe sei zu stark gesalzen, bald heißt es, sie sei zu fade.“

So tadelten und schalteten sie ihn immerfort.

Das merkte Antonio sehr wohl und bereute es, daß er seine Söhne so erhoben hatte. Deshalb ging er insgeheim zu einem Gevatter namens Angelo Beccaria und erzählte ihm die perfide Undankbarkeit seiner Söhne. Herr Angelo suchte ihn so gut als möglich zu trösten, indem er sagte, daß der Schimpf und Undank ihm herzlich leid tue. Er habe sie doch zu seinen Lebzeiten immer gütig behandelt, sich all des Seinigen beraubt und sie dadurch reich gemacht. Aus einem Herrn habe er sich zum Knecht erniedrigt und als solchen seien sie auch gegen ihn verfahren.

Dann dachte er ein Weilchen darüber nach und fuhr fort: „Mein lieber Gevatter Antonio, wenn ihr meinem Rat folgen wollt, so sollt ihr's zufrieden sein. Mein Vorschlag ist nämlich folgender: Ich will euch 2000 Dukaten leihen, die nehmt ihr mit nach Hause und ihr könnt sie mir innert zwei oder drei Tagen wieder zurückstatten. Ihr lasst dann eure Söhne einen nach dem andern zu euch kommen, zeigt ihnen dieses Geld und macht sie glauben, als ob sie es nach eurem Tode bekommen sollten. Auf diese Weise werden eure Söhne euch vielleicht besser behandeln und zwar mehr wegen des erhofften Geldes, als aus pflichtschuldiger und aufrichtiger Liebe, um die sie sich jetzt nicht kümmern.“

Antonio nahm diesen Rat mit Freude und Dank entgegen, worauf Angelo ein Kästchen öffnete und daraus 2000 Dukaten entnahm.



Geiserbrunnen in Zürich.

Phot. F. Frömmel, Zürich 8.

Die zählte er in Antonios Gegenwart und ließ sich dafür einen Schein ausstellen. Antonio dankte nochmals für seine große Güte und kehrte mit dem Geld nach Hause zurück, wo er sogleich das ins Werk setzte, was sein Gevatter ihm geraten hatte.

Er rief zunächst seinen ältesten Sohn Galeazzo zu sich und sprach zu ihm: „Du weißt, daß ich sowohl dir wie deinen Brüdern das meiste dessen, was ich besitze, freiwillig übergeben und verteilt habe. Doch wollte ich mich nicht des Letzten noch beraubten, um etwa nachher gar nichts mehr zu haben.“

Und mit diesen Worten ließ er ihn einen Sack voll blinkender Goldstücke sehen und machte ihn glauben, daß dieses Geld nach seinem Ableben ihm, dem Galeazzo, gehören solle. Und so verfuhr er auch mit den beiden andern Söhnen, indem er jedem einzelnen das gleiche versprach.

Durch diese List gelang es ihm, daß seine Söhne vom selben Tag an wieder stets freundlich mit ihm waren. Nach vier Tagen brachte

dann Antonio seinem Gevatter Angelo das gehobene Geld zurück, dankte ihm für seinen klugen Rat und erzählte ihm, daß seine Söhne sogleich ihr undankbares Benehmen geändert hätten und sich um die Wette bemühten, wer von ihnen ihm am meisten Gutes erweisen könne. Nachdem er ihm dann das Geld zurückgegeben hatte, versicherte er, daß er ihm für seine Hilfe stets verpflichtet bleiben werde.

Nicht lange danach geschah es, daß der alte Vater schwer erkrankte, wobei er von seinen Söhnen mit aller Sorgfalt gepflegt wurde und zwar weniger aus wahrer Unabhängigkeit und Pflichtgefühl, als vielmehr darum, weil jeder im Stillen hoffte, das Geld zu erhalten.

Da geriet Antonio, ehe es mit ihm völlig zu Ende ging, auf einen kostlichen Einfall. Er legte nämlich in jene Truhe, worin einst die 6000 Dukaten gewesen waren, einen Sack, der anstatt mit Geld mit Sand gefüllt war und daneben einen Stock, an dem ein Zettel gehetzt war, worauf mit riesig großen Buchstaben zu lesen stand: „Wer sich zu Gunsten anderer sei-

nes Besitztums beraubt, dem gehört dieser Prügel an den Kopf.“ — Wenige Tage später, nachdem der Vater immer schwächer geworden war, schied er aus diesem Leben.

Sogleich kamen die Söhne zu der Truhe, wo ehemals der Vater dem einen wie dem andern das versprochene Geld gezeigt hatte. Wie nun die drei dastanden, um das Geld zu nehmen und keiner von ihnen wußte, wo die Schlüssel zu dem Schreine sich befänden, da waren sie verwirrt und ein jeder schaute den andern argwöhnisch an. Da sprach Galeazzo, der älteste von ihnen: „Meine Brüder, es sind schon drei Monate her, da zeigte mir der Vater einen Sack ganz voll Dukaten und sagte, es wären deren 2000 darin und es sei sein Wille, daß dieses Geld nach seinem Tode mir gehören solle. Deshalb bin ich hier, um es aus dieser Truhe zu holen.“ Auf diese Worte hin erwiderte sein Bruder Marc Antonio: „Galeazzo, du sollst wissen, daß der Vater mir ganz das gleiche versprochen hat.“ Und auch Giulio seinerseits ver-

sicherte dasselbe. Und so beharrte ein jeder auf seiner Aussage und wartete, welchen Ausgang die Sache nehmen werde, wobei es leicht zu etwas anderem als bloß zu Wortstreit hätte kommen können. Dann aber gelangten sie zu der Einsicht, es könne dieses Vermächtnis nicht so gemeint gewesen sein, daß dieses Geld eher dem einen als dem andern gehören solle und sie kamen überein, es sei das Beste, wenn sie ohne Streit als gute Brüder die Summe unter sich gleichmäßig verteilten.

Sie ließen also sogleich einen Schlosser holen und als dieser die Truhe öffnete, da fanden sie darin den Sack mit Sand gefüllt und daneben den Prügel mit der drolligen Aufschrift. Sie schämteten sich darob nicht wenig und zogen mit Schimpf und Spott von dannen.

Als aber der Gevatter Messere Angelo von dem lustigen Einfall hörte, den sein verstorbener Freund gehabt hatte, so verplätzte er fast vor Lachen und mit ihm alle, die den Spaß vernahmen.

Dichternacht.

Die Straßen sind so still und leer,
als ob die Stadt gestorben wär.....
Kein loser Laut.... kein leiser Tritt,
nicht einer andern Seele Schrift...
Nur dunkle Schatten spielen leicht
an Mauern... die der Wind umschleicht...
Und matte Lichter senden sacht
Ihr müdes Leuchten in die Nacht....
So sterbensmüd.... als sollt ihr Schein
ein allerletztes Flimmern sein. —

Ich aber geh voll Dichterglut
durch Straßen... drin der Friede ruht...
An Häusern wandr' ich stumm vorbei,
und denk'..., was wohl für Kreuz drin sei...
Ich bin erfüllt von all dem Schmerz,
den einsam nun so manches Herz
in tiefer Nacht verwinden muß.....
Doch träum ich auch von jedem Kuß,
der hinter grünem Fensterschlag....
zwei Menschen glücklich einen mag.

Eugen Friedrich Stuž.

Ein Geschäftsmann im Lande der Dichter.

Vor einigen Jahren nahm ich an einem kleinen Fest teil, das die etwa 100 erwachsenen Schüler und Schülerinnen einer norwegischen Volkshochschule unter sich veranstalteten. Da machte es mir großen Eindruck, wie — offenbar als feste Sitte — auf dem Rednerpult ein dickes Buch aufgeschlagen wurde und der und die der jungen Leute daraus vorlasen, Gedichte, Geschichten, Betrachtungen — lauter Eigenes! Ich sah da plötzlich das Gebirge des Volkes, das die ragenden Gipfel der Großen trägt. Ich dachte an Björnsen und Ibsen, und mir ward klar, daß, wenn die durchsichtige Luft Italiens hauptsächlich den bildenden Künstler reizt und

in unserem Land der Mitte der Denker Fäden zu Systemen verweht, hier dieses Land seiner Natur nach das Land der Dichter war. So ist es auch zu begreifen, daß einer der bedeutendsten Großindustriellen Norwegens: Anthon B. Nilssen als „Elias Rammere“ zugleich einer seiner bedeutendsten Schriftsteller ist.

Anthon B. Nilssen ist in einem kleinbürgerlichen Heim im Jahr 1855 geboren. Mit 14 Jahren kam er zur See, mit 18 in das Kontor einer großen Holzhandlung. Nach mühevollen Jahren finden wir ihn als Verwalter, dann als Besitzer einer Sägmühle, die sich unter ihm zu einem der größten Unternehmen in ganz Nor-